

„We dit wil horen vortlesen,
de schal dem leser drinken gheven.“

In „Salomo und Morolt“ wird erzählt, wie Salomo in die Gewalt seines Feindes gefallen. Schon ist der Galgen errichtet, an dem er hängen soll; Salomo liegt in Fesseln. Da unterbricht sich der Dichter in seiner Erzählung durch die Worte: „Darin muß er verlieren sein wertos Leben — man wolle denn dem Leser ein Trinken geben.“

Daß der Vorleser für seine Mühe auch noch etwas mehr, als einen Labetrunk erwartete, erschen wir aus dem Gedichte „Reinhart Fuchs“. Wo da der Dichter von einem fast ungläublichen Streiche des Fuchses berichtet, fügt er hinzu:

„swer des niht geloubet,
der sol darumb niht geben.“

Ein charakteristisches Zeichen der Spielmannspoese ist es auch, daß die Dichter sich und ihre Standesgenossen in derselben gern verherrlichen. Da wird erzählt von der trefflichen Kunst, die die Fahrenden bei irgend einem Feste bewährten, von den Thaten, durch die sie sich Verdienste erworben. Immer werden die Fahrenden in ein möglichst günstiges Licht gestellt. In dem Gedichte vom König Rother ist es ein Spielmann, der mit kluger List die Königstochter wieder nach Konstantinopel zurückbringt. Ein Spielmann bringt dem Könige die erste Nachricht von der Ankunft Rother's und seiner schrecklichen Riesen.

Vor allen Dingen aber vergessen die Dichter nicht, von den reichen und herrlichen Geschenken zu berichten, die den Fahrenden bei dieser oder jener Gelegenheit gegeben wurden. Sicher sollten sich die Zuhörer an solcher Freigebigkeit ein Beispiel nehmen.

Wenn den Fahrenden ihr unsiätes Wanderleben gleichsam zum Bedürfnis geworden war, so ist es nicht zu verwundern, wenn auch unter den Kreuzfahrern deren gefunden werden. Solche mögen es gewesen sein, die im zwölften Jahrhunderte das, was sie im Morgenlande gesehen und gehört hatten, in ihren Dichtungen mit anbrachten. Die wunderbarsten Ausgeburten einer von solchen Erinnerungen aus dem heiligen Lande erfüllten Spielmannsphantasie sind uns in einigen erzählenden Gedichten erhalten, in welchen christliche Legende, nationale Sage und eigene Erfindung des Dichters mit der orientalischen Scenerie sich zum buntesten Gemälde vereinigen. Dabei ist das Ganze oft von einem barocken Humor gefärbt, der sich in den größten Unglaublichkeiten und den wunderlichsten Übertreibungen gefällt. In dem Gedichte „Salomo und Morolt“ kommt es dem Verfasser z. B. nicht darauf an, den Salomo fünfshalbshundert Heiden mit eigener Hand totschlagen oder den Morolt vierzehn Tage lang sich unter Wasser verstopfen zu lassen; aber es werden dabei doch bestimmte Grenzen inne gehalten, wir bewegen uns wenigstens immer unter Menschen und in menschlichen Verhältnissen. Der Dichter bedarf nicht sofort eines Deus